



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die Auflösung des Reichs

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

der geistlichen Fürstentümer, der Erzbistümer, Bistümer und Abteien, und ihre Einverleibung in die benachbarten größeren Staaten; sodann drei Jahre später die Fortsetzung davon, die Mediatisierung der Kleinen und Kleinsten unter den weltlichen Ständen, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritterschaft und Städte, die das gleiche Schicksal traf, in den größeren Nachbarn aufzugehen, dieses Auslüften der Mottenkiste des Heiligen Römischen Reiches, die Liquidation des Mittelalters, sie hätte eine Wohltat sein können. Es war sicher kein Unglück, daß die etwa 250 Karikaturen des Staatsbegriffes, die die deutsche Karte aufwies, verschwanden, insbesondere daß der Unfug der geistlichen Fürstenthöfe ein Ende fand. Es konnte ein Glück sein, wenn Deutschland die Tat aus eigenem Entschluß und in freier Selbstbestimmung durchgeführt hätte. Statt dessen wurde sie ihm vom siegreichen Ausland vorgeschrieben und die Ausführung bis ins einzelne aufgenötigt, zu fremdem Nutzen, mitunter nach Gunst und Laune. Da sah man sie denn zu Füßen des Siegers, all diese Potentaten und Potentätchen, die sonst in ihrem engen Kreise den Gott auf Erden zu spielen liebten; ihre Vertreter füllten die Vorzimmer der französischen Machthaber, katzbuckelten, schmeichelten, machten sogar dem Schoßhund des Ministers den Hof, zahlten mit vollen Händen und versprachen mit noch vollerm Munde auf dem großen Trödelmarkt irdischer Herrlichkeit, der in Paris eröffnet war. Wenn die Franzosen schon bisher hochmütig auf die Deutschen herabgesehen hatten, jetzt lernten sie sie aufs tiefste verachten.

Mit dieser Stimmung erfüllte sich ein für alle Male auch der junge General, der durch eine Kette von unerhörten Kriegserfolgen Herrscher in Frankreich geworden war, der Erste Konsul, bald Kaiser der Franzosen, Napoleon. Er hatte das knechtische Treiben deutscher Kleinstaaterei schon auf dem Kongreß zu Rastatt (1799) beobachtet. Jetzt sah er mit eigenen Augen in den Abgrund von Würdelosigkeit, zu der sich deutsche Fürsten und Minister erniedrigten. Für ihn war es seitdem ausgemacht, daß Deutschland nur eine willen-

lose Masse sei, die man nach Belieben zum Vorteil Frankreichs kneten könne, ein Land, das Soldaten und Geld herzugeben habe für die Zwecke Frankreichs.

Diese Zwecke stiegen immer höher. Der Kaiser der Franzosen brauchte keinen römischen Kaiser neben sich: der Sieg bei Austerlitz nötigte den Habsburger, die Krone des Reiches niederzulegen, dessen größere Fürsten sich auf Napoleons Betreiben für souverän erklärt hatten. Die Stelle des Reiches nahm jetzt der Rheinbund ein, auf dem Papier ein wohlgeordneter Staatenbund mit einer schönen Verfassung, von der aber nichts weiter Wirklichkeit wurde als das französische Protektorat, das die Stellung von Truppen und den Verzicht auf eigene auswärtige Politik auferlegte. Die stolzesten Träume Ludwigs XIV. waren erfüllt: die Kaiserkrone dem Hause Habsburg entrissen, Frankreich gebietende Macht auf dem Festland Europas, seine „natürlichen Grenzen“ erreicht und jenseits ihrer eine gehorsame Gefolgschaft deutscher Fürsten, die ihm ihre Erhöhung verdankten und gegen die ehemalige Kaisermacht Österreich eine lebendige Schutzmauer bildeten.

Am Vorabend der Revolution, im Jahre 1787, hatte ein Beamter des französischen Ministeriums in einer Denkschrift über die damalige Lage die Worte geschrieben: „Deutschland ist ein Bollwerk Frankreichs, das in seinem gegenwärtigen Zustand zu erhalten ebenso wichtig für den König ist wie die Erhaltung seiner eigenen Lande. Aus diesem Grunde hat der Westfälische Friede immer für eins der schönsten Kleinode der Krone gegolten.“ Ebenso hatte Rousseau gemeint, die Verfassung des deutschen Reiches und der Westfälische Friede würden sicherlich für immer die Grundlage der französischen Politik bilden. Das war nun überholt, der Westfälische Friede war überboten. Vom Osten her hatte Frankreich nichts mehr zu fürchten, im Gegenteil, die Kräfte Süddeutschlands, die neuen Souveräne, die dort regierten, die Könige von Bayern und Württemberg, die Großherzöge von Baden und Hessen, Könige und Großherzöge von Frankreichs Gnaden, standen jederzeit zu Frankreichs Verfügung,

die deutsche Division des Rheinbunds ergänzte in willkommener Weise die französische Armee und erlaubte es, die Menschenkräfte des eigenen Landes zu schonen.

Aber auch das genügte noch nicht. Es gab in Deutschland einen Staat, der noch unabhängig dastand und groß genug war, in Verbindung mit andern Mächten Frankreich gefährlich zu werden: Preußen.

Einen merkwürdigen Anblick bietet die Geschichte der preußisch-französischen Beziehungen in diesen Jahren. Man hat in Paris eine unverhohlene Achtung, ja Bewunderung für den Staat Friedrichs des Großen. Wie oft begegnet in den Reden der Nationalversammlung der Hinweis auf diesen König, wie manche Generäle des Revolutionsheeres hatten im Dienst unter seiner Fahne oder im Kriege gegen ihn sein Genie aus der Nähe kennengelernt! Einem Bündnis mit Preußen war die Stimmung entschieden günstig. So hatte man ja auch unter dem Königreich gedacht, und die Revolution, die Nationalversammlungen, der Konvent, der Wohlfahrtsausschuß sind in diesem Punkte den Überlieferungen der Monarchie treugeblieben. Mit merkwürdiger Zähigkeit haben sie daran festgehalten, in Preußen ihren natürlichen Bundesgenossen gegen Österreich zu sehen. Um es zu gewinnen, war man sogar bereit, es größer und stärker zu machen durch Zuwachs an Land im Osten und Einfluß in Deutschland, durch Erweiterung der Grenzen, vielleicht sogar durch Wiederherstellung Polens unter einem preußischen König. Mit solchen Absichten näherte man sich im Sommer 1798 dem preußischen Hof. Träger der Sendung war niemand anders als der ehemalige Abbé Sieyès. Die Aufnahme, die er fand, die Beobachtungen, die er machte, ließen ihn andern Sinnes werden. „Wenn man dieses Land in der Nähe sieht,“ so faßte er sein Urteil zusammen, „dieses Land, das die Franzosen so wenig kennen, so ist man erstaunt, daß es in Frankreich eine Partei für sich hat.“ Aber er drang nicht durch; in Paris blieb man bereit zum Bündnis, von dem Preußen nichts wissen wollte.

Auch Napoleon hat lange im Bann dieser Gedanken ge-